



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nord, Hans: Otto Ludwigs gesammelte Schriften

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

werden deine Kinder dereinst aussehen! Denn während der Menschen immer mehr werden, wirken die Maschinenteknik und das Großkapital zusammen, die Zahl der verfügbaren Plätze zu vermindern, und natürlich setzen sich die Vermögenden in den Besitz dieser Plätze; die Vermehrung der Offiziers- und Beamtenstellen aber kann keine andre Wirkung haben, als den Untergang der produktiven Stände zu beschleunigen, und wird überdies an der Unmöglichkeit, noch mehr Steuern herauszupressen, sehr bald ihre Grenze finden.

(Schluß folgt)



Otto Ludwigs gesammelte Schriften

Von Hans Nord



Der Name Otto Ludwig schlägt mit sehr verschiedenem Klange an das Ohr der Gegenwart. Für die einen mahnend, kräftigend und erhebend, für die andern störend und die unbequeme Erinnerung weckend, daß es eine noch gar nicht weit zurückliegende Zeit gegeben hat, wo ein vom Leben und Schicksal wahrlich nicht begünstigter Dichter doch seines Berufs als eines Priesteramts gewaltet hat. Während die ersten die Ankündigung einer neuen, vollständigeren und vollkomm-

in Breslau gerügt, daß der Schutzmann einen um Arbeit fragenden Fleischergejellen verhaftet und angeklagt hatte, weil er, ohne darum gebeten zu haben, von der Meisterin eine Gabe empfangen hatte; und in einer westdeutschen Stadt war der Richter nicht damit einverstanden, daß der Gendarm einen Sammler für irgend einen Wahlfonds als „Bettler“ verhaftet hatte. Der Richter fragte den Gendarmen, ob er es auch als strafbaren Bettel ansehen würde, wenn für den „reichstreu“ Wahlfonds gesammelt würde, und der Wackere antwortete in seiner Unschuld ohne Augenzwinkern mit „Ja!“ Oft mag dem Richter Unkenntnis der Verhältnisse über Zweifel und Verlegenheiten hinweghelfen. Ein Berliner Schneider war wegen Beleidigung seines Unternehmers zu Gefängnis verurteilt worden und legte Berufung ein. Diese wurde zwar verworfen, aber die Verhandlung verlief sehr interessant. Der Verurteilte und seine Entlastungszeugen wiesen nach, wie erbärmliche Löhne das Geschäft zahle, und der Unternehmer selbst gestand zu, daß seine „Zwischenmeister“ — in London heißen solche Leute Schwignmeister — nur 25 bis 40 Pfennige für eine Weste oder Hose zahlten, was aber ihn nichts angehe, da er den Meistern 1 bis 1½ Mark zahle. Der Vorsitzende sagte dem Verurteilten: „Wenn die Löhne so gering sind, weshalb gehen Sie denn hin?“ Wäre der Mann nicht hingegangen, so hätte ihn möglicherweise derselbe Richter wegen Arbeitscheu verurteilt. Der Verteidiger belehrte den Richter, daß es zwar besser bezahlte Stellen gebe, daß die aber alle besetzt seien, worauf dann der Richter erwiderte: es sei doch ganz natürlich, daß beim Überangebot von Arbeitskräften deren Preis sinke. Der Verteidiger bemerkte dagegen: trotz des Überangebots von tausend Assessoren habe doch der Staat die Richterbesoldungen noch nicht herabgesetzt.

uern Sammlung der Schriften Otto Ludwigs mit warmer Freude und Genugthuung begrüßten, vermochten die andern nur schlecht ihren Verdruß zu verbergen, daß ihnen angeschlossen wurde, sich um einen toten Eisfeldber, statt um die lebendigen Berliner zu bekümmern. Es gehörte zu den kläglichen Kennzeichen des Tages und der herrschenden litterarischen Zustände, daß die Kritiker eines Theiles unsrer Zeitungen, als die neue Ausgabe der Werke des Dichters zu erscheinen begann, von ihm als von einem „Verschollenen“ sprachen, da in den Anschauungen dieser Leute jeder verschollen ist, für den nicht täglich das Reflametamtam und die Radaubecken geschlagen werden. Andre, die sich auf ihre höhere Anschauung etwas zu gute thaten, gaben freilich zu, daß Namen und Werke des Dichters der deutschen Litteratur dauernd angehörten, aber sie deuteten an, daß die Meisterschaft und Tiefe des Dichters doch nicht ganz zur Stimmung des Tages paßten, und daß die Zeit etwas ganz andres brauche, als „Shakespearisirende“ Tragödien und Erzählungen aus dem Leben einer Kleinstadt. Alles in allem aber hat doch die von Adolf Stern und Erich Schmidt veranstaltete Ausgabe von Otto Ludwigs gesammelten Schriften (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; 6 Bände), die Augen aller auf den Dichter zurückgelenkt, die schon vor Jahrzehnten Anteil an der mächtigen Erscheinung des poetischen Thüringers genommen hatten, und fängt wenigstens an, in einzelnen Kreisen auch solche, die bisher etwa nur „Zwischen Himmel und Erde“ gelesen hatten, mit tieferm Interesse zu erfüllen.

Die neue Ausgabe gehört nicht zu den modernen Luxusausgaben, sondern entspringt einem Pietätsbedürfnis und der Überzeugung, daß das Gute und Beste nicht verloren gehen dürfe. Sie löst in würdiger Weise im Namen unsers Volks eine alte Schuld des Dankes ein gegen den seit drei Jahrzehnten verstorbenen Dichter. Gerade in unsrer denkmalsfeligen, jubiläumsfröhlichen Zeit war eine solche Schuld für alle die, bei denen sich das nationale Ehrgefühl noch in andern als in politischen Fragen regt, doppelt drückend, denn fast will es scheinen, als setzte man in Deutschland nur den kleinen Geistern Denkmäler, und die großen müßten sich an ihrem Nachruhm, dem famosen monumentum aere perennius, genügen lassen. Von ehernen und steinernen Säulen will ich gar nicht einmal reden, da hierbei bekanntlich Eitelkeit, Dekorationswut, Mäcenatenwahn und Parteiabsichten eine große, bisweilen traurige Rolle spielen. Mag man z. B. Walthern von der Vogelweide oder Albert Vorzing ruhig ihre elenden Steine an der Kirchenmauer oder der Friedhofsecke lassen,*) dem großen Erherzog Karl von Braunschweig dagegen sein Genfer Millionenstandbild, ihre Thaten leben, und das genügt ja, um zu wissen, daß die einen gottbegnadete Künstler, der andre trotz seiner fürstlichen Geburt ein

*) Walthern von der Vogelweide hat ja außer dem Würzburger Grabstein ein stattliches Marmorstandbild in Bozen erhalten. D. R.

verkommener Gesell war. Anders verhält es sich aber mit den geistigen Denkmälern, den großen Kunstwerken, die der Künstler selbst zu seines Volkes und seinem eignen Ruhm geschaffen hat. An ihnen kann sich ein Volk leicht vergehen, indem es unterläßt, sie zur rechten Zeit aufzustellen und jedermann zugänglich zu machen, ohne Bild geredet: sie zu veröffentlichen und nicht erst in Vergessenheit geraten zu lassen. Die Tagesgrößen sorgen ja selbst dafür, daß nicht leicht ein Blättchen von ihnen ungedruckt bleibe, und spielen ihre Romane erst in siebzig Zeitungen und nacher in sieben Ausgaben und endlich noch bei Lebzeiten in „gesammelten Werken“ dem verehrlichen Publikum in die Hände. Die wahrhaften Künstler und Dichter aber, vor allem solche von so besonderm Entwicklungsgange wie Otto Ludwig, bedürfen des dankbaren Anteils der Nachwelt. Zu den Tagesgrößen hat Otto Ludwig aber ebenso wenig gehört, wie zu den Tendenzschreibern; ihm war die Kunst noch nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Die Presse hat ihn darum nie eigentlich auf den Schild erhoben, selbst bei seinem ersten Auftreten zollten ihm nur die Stimmen einiger Wenigen Anerkennung. In der That war auch seine ganze Persönlichkeit, sein Wollen und Streben nicht darnach angethan, das Interesse der Zeitungswelt, das schon damals nach andern Dingen, als nach echten Kunstschöpfungen ging, in besonderm Maße zu fesseln. Wohl ist die Verpflichtung, die die deutsche Nation und die deutsche Litteratur gegen den Dichter der „Maffabäer“ hatten, bald nach Ludwigs Tode empfunden worden. Aber die Ausgabe von 1870 (Berlin, bei D. Sanke) konnte trotz der ausgezeichneten Einleitung Gustav Freytags nur dem ersten dringenden Bedürfnis genügen. Im Jahre 1873 folgten dann, wieder nur unvollkommen ergänzend, Ludwigs „Nachlaßschriften,“ besorgt durch des Dichters langjährigen, treuen Freund Moritz Heydrich, der zugleich mit den „Shakespearestudien“ und den „Skizzen und Fragmenten“ die erste Biographie des Dichters gab, die leider allzukurz und skizzenhaft ausfiel. Immerhin weckten diese Ausgaben die Teilnahme der Empfänglichen und vertieften die Achtung vor dem Dichter. Der Wunsch aber, eine wahrhaft würdige, annähernd vollständige und die ganze Entwicklung Ludwigs treu und scharf spiegelnde Ausgabe seiner Werke zu haben, mußte noch lange vergeblich auf Erfüllung warten. Gut Ding will Weile haben, zumal in Deutschland. Im Jahre 1892 ist endlich die genannte Ausgabe hervorgetreten, die zum erstenmale auch den gesamten (jetzt in den Besitz des Weimariſchen Goethe-Schillerarchivs übergegangnen) litterarischen Nachlaß des Dichters zur Verfügung hatte, und deren Herausgeber von vornherein dafür bürgten, daß das Möglichste zu Ehren Ludwigs geschehen werde. Aber so spät die Gesamtausgabe zu stande gekommen ist, sie ist der Aufnahmefähigkeit immer noch vorangeeilt, nur allmählich gewinnt sie Verbreitung und noch allmählicher die verdiente litterarische Würdigung.

Das geistige Denkmal, das die beiden Herausgeber dem Dichter errichtet

haben, wird ihn höher ehren und seinem Gedächtnis besser dienen, als steinerne und eiserne Bildsäulen.*) In sechs stattlichen Bänden liegt uns nun eine Ausgabe vor, die, was den Takt in der Auswahl und die Sorgfalt in der Behandlung des Textes betreffen, den Vergleich mit den besten unsrer deutschen Dichterausgaben aushalten kann. Eingeleitet wird die Sammlung durch eine meisterhafte Biographie aus der Feder eines Litterarhistorikers, dem es in diesem Falle zu gute kommt, daß er zugleich ein Dichter, ein Erzähler von lebendiger Auffassungskraft und künstlerischem Feingefühl ist. Mit Recht hat H. Sauer in seiner Kritik der Ausgabe (*Deutsche Litteraturzeitung* vom 18. März 1893) hervorgehoben, daß die biographische Einleitung von Adolf Stern zu einem ganzen, selbständigen Buche ausgereift sei. „Das einfache und schlichte Leben des großen Dulders, der sich selbst einen Sohn der Einsamkeit nennt, ist hier einfach und schlicht und dennoch weit ausgreifend und tief gründend erzählt. Die ganze Tragödie des schlichsten Heldenstums wird uns hier von einer sichern Künstlerhand mit mächtiger Wirkung vorgeführt. Wie der Dichter, sucht auch sein Biograph die reichste Kunst gern im ärmsten Wort. Wir haben wenig biographische Darstellungen, die wir dieser warmherzigen und doch von Überschätzung freien Schilderung an die Seite setzen könnten.“

Adolf Stern ist auch der Hauptherausgeber der neuen Ausgabe, er hat fünf Bände besorgt, Erich Schmidt nur den Band, der die dramatischen Fragmente enthält. Den Plan zu einer Biographie Ludwigs hatte Stern schon gefaßt und auszuführen begonnen, noch ehe an die Sammlung der Werke gedacht wurde, da er längst erkannt hatte, daß dieses stille und scheinbar eintönige Dichterleben doch weit wechselvoller und anziehender war, als es nach der kurzen Skizze Heydrichs den Anschein hatte. Die Lebenschronik war freilich bald geschrieben, denn an äußern Ereignissen und Wandlungen war Ludwigs Lebensgang so arm, wie kaum ein Dichterleben; um so reicher war er an innern Erfahrungen, an schweren Seelenkämpfen, ja er bot für den, der es verstand, die geheimen Fäden dieses reichen Gemütslebens zu einem Ganzen zusammenzuweben, das Bild einer Dichterentwicklung einzig in seiner Art. Natürlich war diese Arbeit nicht leicht. Der Verfasser, ein Vierteljahrhundert jünger als Ludwig, war nur in seinen Jünglingsjahren dem Dichter persönlich nahe getreten. Aber er hat ihn verstanden wie wenige. Gleich bei der ersten Begegnung im Sommer des Jahres 1855, die er lebendig und mit den anziehendsten Einzelheiten mitteilt, machte die imponirende Erscheinung des schwergeprüften Dichters einen großen Eindruck auf ihn. Sagt er doch selbst: „Noch nach Monaten konnte ich merken, daß jedes von Ludwigs Worten, selbst

*) Der Landesherr Otto Ludwigs, der kunstsinnige Herzog von Meiningen, hat inzwischen eine Bronzebüste des Dichters von einem der genialsten Bildhauer der Gegenwart, von Adolf Hildebrandt, ausführen lassen.

ein ganz leicht hin zufällig gesprochenes, als ein Gewicht in meine Brust gefallen war.“ Mit diesem Lobe soll durchaus kein Stein auf Heydrich geworfen worden. Heydrich glaubte eben, daß eine Skizze genügen würde, die Leser des Dichters mit seinem Geistesleben vertraut zu machen. Vielleicht widerstand es ihm auch, die tiefen Seelenkämpfe Ludwigs, die er als dessen treuer Freund nur zu gut kannte, zum Teil selbst mit erlebt hatte, öffentlich zu besprechen. Auf alle Fälle ist das Bild des Dichters erst durch die Biographie Sterns plastisch abgerundet und in allen Einzelheiten überzeugend geworden. Mit umfassender Kenntniss der Zustände, namentlich der Kunstverhältnisse, in denen Ludwig aufwuchs, verbindet dieses Lebensbild das Feingefühl und den Scharfblick des Psychologen, der die poetische Entwicklung Ludwigs Schritt für Schritt begleitet, von den ersten Jünglingsjahren an, wo sich der schüchterne, verwaiste Kaufmannslehrling aus dem Kramladen in die Stille seines Gartens flüchtet, bis zu dem tief erschütternden Siechbett, auf dem sich der gereifte Dichter brechenden Auges losreißen muß von den herrlichsten Plänen und in geduldigem Verzicht auf jegliches Entgelt für jahrelanges Ringen seine Seele aushaucht. Wahrlich, wen dieses Leben kühl läßt, der ist um das Maß seines Verständnisses für höchste menschliche Eigenschaften nicht zu beneiden.

Die Sammlung der Werke Ludwigs wird durch die lyrischen Gedichte eröffnet. Schon hier zeigt sich, wie viel Herrliches ans Tageslicht zu ziehen war. Die Sanktische Ausgabe vom Jahre 1870 hatte im ganzen nur acht Lieder aufgenommen, und zwar keineswegs die wertvollsten. Die Grunowsche Ausgabe hat hier jetzt völlig Wandel geschafft: statt der kärglichen acht hat sie gegen fünfzig, meist wertvolle Gedichte ausgewählt, scheinbar noch immer eine recht geringe Zahl. Aber man muß bedenken, daß Ludwig in erster Linie nicht lyrischer, sondern dramatischer und erzählender Dichter war und sein wollte, und daß er in seinen spätern Jahren, besonders seit 1845, dem Entstehungsjahr seiner prächtigen „Buschlieder,“ nur wenig Lyrisches mehr gedichtet hat. Die Jugendlieder wären freilich zu verzehnfachen gewesen, aber es ist dem Herausgeber nur zu danken, daß er, sicherlich im Sinne Ludwigs selbst, zum Teil sogar nach dessen ausdrücklichen Angaben, diese Menge einer gründlichen Sichtung unterzogen hat; mancher andre unsrer heutigen Herausgeber könnte sich dieses Verfahren zum Muster nehmen. Nur einige wenige von den frühesten Versuchen hat Stern, als interessante Marksteine auf dem Entwicklungswege des Dichters, mit aufgenommen. Aber manches kostbare Stück ist durch die neue Ausgabe nun für immer der Vergessenheit entrissen, so das tief ergreifende Volkslied: „O Lindenbaum, du treuer“ mit dem Rehrim: „Ich war wie du, o Linde, Sie, ach! ist wie der Wind,“ und manche schöne Romanze, wie z. B. „Fides“ aus dem unvollendeten Cyklus „Ottavian.“ Obwohl Ludwigs lyrische Sprache gelegentlich an Gewaltthaten

und Härten leidet, in dem kleinen Gedicht „Fides“ zeigt er sich als formvollendeter Meister:

O, laß mir deine Hände,
Du holdes, bleiches Weib;
O, laß sie mir und wende
Nicht ab den zarten Leib.

Die Abendlichter schweben
In Lieb herab zu dir;
Ich weiß gewiß, sie heben
Dich mit — o laß sie mir.

Aus deinem Nacken drängen
Schon Engelschwinge vor;
Fest will ich an dir hängen;
So steig ich mit empor!

Solcher funkelnden Perlen sind freilich nur wenige in der Sammlung zu finden, und wenn man Ludwigs Lyrik im ganzen überschaut, wird man eingestehen müssen, daß die Stärke des Dichters nicht auf diesem Gebiete lag. Aber es ist ja eine oft beobachtete Thatsache, daß sich bei stillen, aber starken Naturen die dramatische Begabung um so mehr hervordrängt, je mehr ihnen die Gelegenheit, im Leben selbst handelnd aufzutreten, versagt bleibt. So schön daher die „Buschlieder“ sein mögen, mit manchem mehr dramatischen Gedicht aus den spätern Jahren, wie der Ballade „Das Lied von der Bernauerin“ oder gar der erschütternden patriotischen Elegie: „1848,“ können sie den Vergleich nicht aushalten. Besonders das letztgenannte Lied gehört wohl zu dem schönsten, was die Zeit des ersten brausenden Freiheitssturmes hervorgerufen hat.

Den Schluß des ersten Bandes bildet Ludwigs unvergängliches Meisterwerk, die klassische Novelle „Zwischen Himmel und Erde.“ Nach meinem Empfinden ist diese Erzählung die Krone aller novellistischen Schöpfungen der Litteraturperiode zwischen 1848 und 1870. Zwar wird wohl selbst mancher Leser der Grenzboten über diese kühne Behauptung den Kopf schütteln, denn nicht leicht ist ein Werk so viel umstritten worden wie dieses. Aber viermal habe ich die Erzählung durchgelesen, und bei jedem mal ist es mir nur immer klarer geworden: „Zwischen Himmel und Erde“ steht einzig da in unsrer gesamten Litteratur und ragt turmhoch empor über unsre gesamte moderne Novellistik, selbst Heyse und Konrad Ferdinand Meyer reichen zu dieser Höhe nicht hinan. Wenn sich trotz alledem immer wieder heftige Stimmen gegen diese Schöpfung erheben, so erklärt sich das nur daraus, daß es eben Leute giebt, die den Dichter nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Nur zwei oft wiederholte Vorwürfe möchte ich herausgreifen, die die Gestalt des Apollonius betreffen. Man wirft Ludwig vor, er habe in dem „Federchensucher“ ein falsches Ideal, sein Ideal gezeichnet. Und doch wie klar und einfach ist, was Ludwig selber sagt: „Ich zeigte in zwei Menschen die Extreme, zwischen denen

es tausend Nuancen giebt, in deren Mitte das absolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für tausend andre ein Glück gewesen, für Apollonius ist es keins. Seine zu große Gewissenhaftigkeit ist nahe daran, ebenso sein Verderben zu werden, als die Gewissenlosigkeit das des Bruders wurde. Meine Absicht war, zu zeigen, wie jeder Mensch seinen Himmel sich fertig mache, wie seine Hölle. Er hat sich zuletzt seinen Himmel geschmiedet, seinen. Sie und ich beneiden ihn nicht um diesen Himmel, uns wäre er keiner, ihm ist er einer, wie unser Himmel ihm keiner sein würde. Es galt eben die Darstellung eines Hypochonderschicksals; die Schicksale beider Enden der Menschheit sind im Werke dargestellt, des Frivolen und des Ängstlichen. Das Ideal liegt in der Mitte.“ Man hat ferner behauptet, der Charakter des Apollonius sei übertrieben; denn weil er gar zu genau nach den Gesetzen der Psychologie gezeichnet sei, sei er eben verzeichnet und daher unnatürlich. Wer so spricht, bedenkt nicht, daß Ludwig in Apollonius gerade einen übertrieben Gewissenhaften schildern wollte, der zwar das Maß des Gewöhnlichen überschreitet, aber doch genug Seitenstücke im Leben findet. In seinen Bemerkungen „Zum eignen Schaffen“ (Werke, Bd. 6, S. 223) sagt er deutlich: „Meine Absicht war, das typische Schicksal des Menschen, der zu viel Gewissen hat, darzustellen; das zeigt neben seiner Zeichnung der Gegensatz seines Bruders, der das typische Schicksal des Menschen, der zu wenig Gewissen hat, versinnlichen soll. Dann die Wechselwirkung, wie der zu gewissenhaft angelegte den andern immer schlimmer, dieser jenen immer ängstlicher macht. Es ist des Allzugewissenhaften, des gebornen sittlichen Hypochondristen — und solcher Menschen sind mir genug vorgekommen, um sie als eine Gattung zu betrachten — typisches Schicksal, daß er gewissermaßen den Ragenjammer hat von den Rauschen, die sich andre trinken.“ Naturwahr sind die Gestalten Ludwigs durchweg. Alltagscharaktere hat er allerdings nicht geschaffen; wer daher die beschränkten Maßstäbe des am Wege liegenden an seine Gestalten anzulegen versucht, der vergißt, daß Ludwig ein schöpferisches Genie, aber kein photographischer Schilderer flacher „Wirklichkeit“ war.

Den zweiten Band der neuen Ausgabe füllen Ludwigs übrige Erzählungen. Voran stehen die köstlichen Humoresken „Die Heiterethei“ und ihr Widerspiel, „Aus dem Regen in die Traufe.“ Auch hierin tritt uns dasselbe souveräne Erzählertalent mit demselben scharfen Auge für psychologische Feinheiten, derselben sichern Charakterzeichnung entgegen; nur mit dem Unterschiede, daß uns hier statt der düstern, tragischen Höhe des Dichters liebenswürdiger Humor sonnig entgegenleuchtet. Aber auch im Humor zeigt sich Ludwig als Meister. Wenn man dennoch dem ernstern Werke den Preis zuerkennen will, so wird man es nur deshalb thun, weil dort nach der Wahl des Themas das schwerere und tiefer greifende Problem vorlag. Der Humor Ludwigs hat mit dem modernen sogenannten „Humoreskenhumor“ nichts gemein, es ist der gesunde, oft derbe

Volks Humor wie bei Reuter, naiv und unbewußt. Nichts Gefünsteltes, nichts Beabsichtigtes, nichts Raffinirtes ist daran zu merken, unwillkürlich und unmittelbar sprudelt er hervor wie der Quell aus dem Waldboden. Wie die Muse Ludwigs überhaupt, so trägt besonders sein Humor ein stark lokales Gepräge. Es ist die phantasievolle, heitere, gutmütige und von Grund aus ehrliche Thüringernatur, die überall aus den handelnden Personen und damit aus ihrem Schöpfer selbst herausleuchtet. Wie Reuter den Plattdeutschen, insbesondere den Mecklenburgern, hat Ludwig hier seinen Thüringern das schönste Denkmal gesetzt, das nur ein Dichter seinem Volksstamme setzen kann.

Natürlich hatte der Dichter, ehe er diese klassischen Erzählungen schaffen konnte, eine Reihe von Übungsstufen durchlaufen, denn auch in Thüringen fällt kein Meister vom Himmel. Die unvollständige Ausgabe vom Jahre 1870 hatte aber die Werke der Lehr- und Wanderjahre ganz weggelassen. In die neue Sammlung sind drei aufgenommen. Jeden aufmerksamen Leser der Biographie wird es verwundern, daß Ludwigs „Erstlingsnovelle,“ „Die Emanzipation der Diensthoten,“ nicht dabei ist; aber auch hier galt es, wie bei den Gedichten, auszuschließen, was noch allzu dilettantisch, allzu abhängig von fremdem Einfluß, ohne die Anfänge selbständigen Empfindens und Gestaltens erschien. Die früheste Erzählung Otto Ludwigs, die die neue Ausgabe enthält, ist „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen,“ ein satirisches Märchen, das Ludwig im Sommer 1842 als humoristisches Ergebnis seiner etwas niederschlagenden Erfahrungen in Leipzig schrieb.*) Für die volle Wirkung des geistvollen Capriccios ist es heute schon in gewissem Sinne zu spät, denn dem heutigen Leser stehen doch die damaligen, etwas verwickelten Litteratur- und Gesellschaftsverhältnisse Leipzigs, auf die die Satire zugespitzt ist, schon zu fern, als daß man alle Anspielungen verstehe; aber auch die ganze Erzählungsart, wie mancherlei Anklänge an Summerrmann und Jean Paul, schwächen den Eindruck ab, obgleich dem Werkchen seiner Witz und sprudelnde Phantasie nicht abzusprechen sind.

Anders steht es mit den beiden letzten Erzählungen dieses Bandes, dem Fragment „Aus einem alten Schulmeisterleben,“ das eine lustige Bauernbrautfahrt behandelt, und der tiefsinnigen Novelle „Maria.“ Beide Geschichten, bisher noch ungedruckt, zeigen neben mannigfacher Abhängigkeit von andern doch schon deutlich den zukünftigen selbständigen Meister; die eine mehr den urwüchsigen thüringischen Volks Humor, die andre mehr die feine Charakterzeichnung. Mit der Wahl der Brautfahrt hat die Grunowsche Ausgabe ohne Frage einen glücklichen Griff gethan als die Sanktische Volksbibliothek mit dem „Märchen vom toten Kinde“ aus demselben Romanfragment. Ludwig

*) Unsern Lesern wohlbekannt, denn es erschien zuerst in den Grenzboten (1890, Bd. IV.)

D. H.

wäre wohl selbst der letzte gewesen, der diesem „toten Kinde“ Thränen nachgeweiht hätte. Die Novelle „Maria,“ angeregt einerseits durch Bürgers Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ (wie auch Ludwigs „Pfarrrose“), andererseits durch Goethes Idylle von Sesenheim, ist ein höchst interessantes, feinsinniges (man lese z. B. die Stelle über die menschliche Eitelkeit II. Bd, S. 59) und gehaltreiches kleines Werk, auf dem der liebevolle Blick des Dichters auch noch in spätern Jahren gern haften blieb, im Gegenteil zu andern Jugendwerken, die er meist schnell beiseite schob oder gar den Flammen übergab.

In dem dritten und vierten Bande folgen nun die „Dramatischen Werke,“ Otto Ludwigs Lieblingskinder, und doch hat man sich gerade an ihnen am längsten veründigt. Außer seinen großen Meisterwerken, dem „Erbförster“ und den „Makkabäern,“ waren von der ersten Sammlung nur noch ein fertiges Drama „Das Fräulein von Scudery“ und drei Fragmente, „Die Torgauer Heide,“ „Der Engel von Augsburg“ und „Tiberius Gracchus“ in Gnaden angenommen worden. Alle übrigen, das heitere und anmutvolle Lustspiel „Hans Frei,“ die beiden ergreifenden bürgerlichen Trauerspiele „Die Pfarrrose“ und „Die Rechte des Herzens,“ ferner die vielen andern Fragmente hatte man verworfen; nur die letztgenannte Tragödie wurde 1877 in einer kleinen Sonderausgabe nachgetragen. Hier war eine völlig neue Ausgabe, die endlich dem Dichter und seinen Werken Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ein dringendes Bedürfnis. Stern, der die vollendeten Dramen im vierten Bande vereinigt und mit Einleitungen begleitet hat, hat von Fragmenten nur ein charakteristisches Ergänzungsstück zu den „Makkabäern“ aus der „Makkabäerin“ hinzugefügt. Alle übrigen Bruchstücke hat Erich Schmidt im fünften Bande bearbeitet und hier alles, was von allgemeinerer Bedeutung ist, treulich mitgeteilt, die bloßen Entwürfe aber wenigstens in einem eingehenden und gehaltvollen Vorbericht aufgezählt und kurz charakterisirt. Der Text erscheint bei beiden Herausgebern mit gleicher Sorgfalt behandelt und gegen die ältern Abdrücke in dankenswerter Weise verbessert.

Gewaltige Werke, wahre Niesen in unserm dramatischen Litteraturwald sind es, die uns in dem vierten Bande entgegentreten. Voran der düstre „Erbförster“ mit seiner anfangs so verblüffenden tragischen Wucht, die, mächtigen Eindrücken des Lebens entsprechend, nichts gemein hat mit der krassen Effekthascherei und der widerwärtigen Greuelmalerei vieler unsrer heutigen Naturalisten. Ganz gewiß sind es hier kleine Ursachen, die große Wirkungen hervorrufen, und ebenso gewiß liegt darin eine Schwäche des Dramas, die Ludwig selbst wohl erkannt hat, wenn er später in seinen „Studien“ bedauerte, daß die Motive der Handlung nicht von vornherein tragisch seien; aber deshalb ist der „Erbförster“ noch längst keine Schicksalstragödie, wie ihn kurzfristige Schablonenkritiker alter und neuer Zeit gern genannt haben. Die tragische

Notwendigkeit liegt hier in den Charakteren und nicht in Mächten begründet, die von außen her wirken, und das ist stets das untrügliche Zeichen echt dramatischer Poesie gewesen. Heute hat der „Erbförster“ längst seine Feuerprobe bestanden, er hat seine ersten weichen Zuhörer, die unter dem Eindruck seiner furchtbaren Majestät zusammenbrachen, siegreich überdauert; er hat aber auch allmählich seine kurzichtigen Beurteiler beschämt und sich das Verständnis, das ihm seine Zeitgenossen verweigerten, Schritt für Schritt erobert.

Ebenbürtig, ja in gewisser Beziehung noch höher steht neben dem „Erbförster“ das andre Meisterwerk Ludwigs, „Die Makkabäer.“ So gewaltige Gestalten wie die des Juda und der Lea stehen wenige auf der deutschen Bühne, und auch die Größe der Volksszenen im zweiten und fünften Akt hat nicht viel ihresgleichen. Aber — ganz abgesehen von den Schwächen, die die Komposition der „Makkabäer“ im dritten und vierten Akt allzu offen zeigt — wird schon deshalb der „Erbförster“ immer lebendiger wirken und tiefer bei uns haften, weil er unserm Wesen näher steht, weil alle seine kernigen Gestalten in des Dichters Heimat wurzeln, weil sie unser Fleisch und Blut sind.

Die vier weiteren Dramen dieses Bandes gehören zum Teil der Entwicklungsperiode Ludwigs an, in der er noch unter den Nachwirkungen der Romantik stand. So sein dramatisches Erstlingsstück „Hans Frei,“ ein gesundes, stellenweise köstliches Lustspiel in schlichten Reimpaaren in der Art des Hans Sachs, das sich aber wohl besser liest als aufführen läßt. Ferner das unheimlich dämonische Trauerspiel „Das Fräulein von Scudery,“ ein düsteres Werk, das neben der tiefen Schönheit, die aus Ludwigs Geiste quoll, freilich ein Element der Krankheit, ja der Unnatur aus E. T. A. Hoffmanns gleichnamiger Erzählung herübergenommen und mit der stärkern Phantasie des Dramatikers noch gesteigert hat. Zeitlich zwischen diesen beiden Stücken, an dichterischer Vollendung weit über ihnen stehen die beiden bürgerlichen Trauerspiele „Die Pfarrrose“ und „Die Rechte des Herzens,“ die Vorboten der spätern Meisterwerke. Allmählich, Schritt für Schritt wuchs die dramatische Kraft des Dichters, und der psychologischen Feinheit, die bereits die „Pfarrrose“ fast bis zu überscharfer Zuspitzung durchdringt, gefellt sich in den „Rechten des Herzens“ eine energische Plastik der Charaktere und jene leidenschaftliche Gewalt der Sprache, durch die es sich die Gunst Devrients erwarb und so dem Dichter zu den ersten bescheidenen Erfolgen verhalf. Durch die beiden letztgenannten Stücke hat die neue Ausgabe von Ludwigs Werken einen sehr wertvollen Zuwachs erhalten.

Der fünfte Band ist den „Dramatischen Fragmenten“ Ludwigs gewidmet. Hier thut sich, wie Erich Schmidt in seinem Vorberichte treffend sagt, „eine einsame Werkstatt voll angehauner Blöcke auf,“ die jeden aufmerksam hindurchschreitenden Beschauer mit tiefer Wehmut erfüllen muß. Welch eine Fülle der hoffnungsvollsten Gestalten liegt da vor uns, und doch — Torso

neben Torso — nichts Ganzes, nichts Vollendetes, nur eine Trümmerwerkstatt, die freilich überall deutlich die Spuren eines hohen Künstlerwillens und heißer Arbeit zeigt! Da steht vor dem sinnenden Betrachter in der Mitte hochragend das gewaltige Bild der „Agnes Bernauerin,“ achtmal neu begonnen und achtmal liegen gelassen, eine Jugendliebe des Dichters, die schon die Gedanken des feurigen Jünglings mit derselben dämonischen Kraft fesselte, wie sie später noch die des Märtyrers auf dem Sterbelager beherrschte. Drei halbfertige Ausführungen liegen vor, von denen zwei, „Agnes Bernauerin“ und „Der Engel von Augsburg,“ hier Aufnahme gefunden haben, wunderbare Zeugnisse des tiefen deutschen Gemütslebens, wie der unerschöpflichen Phantasie des Dichters. Da steht ferner die markige Figur des großen Preußenkönigs, den Ludwig in der verzweifeltsten Lage während des siebenjährigen Krieges darstellen wollte, ein Entwurf, über dessen geheimsten Zusammenhang mit Ludwigs eigenem Seelenleben uns das Lebensbild (Bd. 1, S. 183) überraschenden Aufschluß gewährt. Von dem volkstümlichen Charakter dieses groß gedachten Entwurfs zeugt nur das erhaltene kräftige Vorspiel „Die Torgauer Heide,“ ein Stück voll warmen geschichtlichen Lebens, das ebenbürtig neben Schillers „Lager“ steht. Dann folgt die zarte, vom Sagenduft umwobne Gestalt der Legendenheldin Genoveva, weiter Maria Stuart, die dramatische Aphrodite, die schon so manches Künstlers Begeisterung geweckt hat, Alfred der Große, Marino Falieri, Tiberius Gracchus — kurz, Gestalt drängt sich an Gestalt, alle von der Phantasiekraft auch des kranken Dichters zeugend. Aber gerade dieser Band voll genialer Fragmente weckt auch aufs neue die Klage, daß einem Dichter von solcher Art und Anlage, einem Geiste zugleich von kunstfreudiger Bildnerlust und sittlichem Ernst erfüllt, keine ungehemmtere Entfaltung, kein Genuß des eignen Lebenswerkes gegönnt war. Unfruchtbare Klage! Und doch drängt sie sich dem Leser dieser dramatischen Fragmente unwiderstehlich auf!

Die beiden letzten Bände der Brunowschen Ausgabe enthalten Ludwigs Studien und kritische Schriften, von denen ein Teil unter dem Titel „Shakespearestudien“ schon durch Moritz Heydrich in den Nachlassschriften veröffentlicht worden war. Hier erscheinen sie in völlig veränderter Anordnung, in starker Erweiterung und ohne Zweifel auch in wesentlich verbesserter Gestalt. Den „Shakespearestudien“ und den ihnen verwandten „Dramaturgischen Aphorismen“ folgen Gedanken „Zur Ethik, Ästhetik und Litteratur“ und die hier zum erstenmale veröffentlichten, reichen und höchst interessanten „Romanstudien.“ An die kritischen Schriften im engeren Sinne schließen sich die wertvollen Tagebuchblätter „Zum eignen Schaffen“ (darunter der Plan zu der tragischen Historie „Leben und Tod Albrechts von Waldstein“) und einige Gespräche des Dichters mit Joseph Lewinsky, seinem treuen Verehrer, endlich eine kleine Auswahl von Briefen, hauptsächlich an Eduard Devrient, Berthold Auerbach und Julian Schmidt, aus den Jahren 1845 bis 1862. Als Einleitung zu

diesen beiden Bänden dient ein zwei Bogen umfassender, eingehender „Vorbbericht“ Adolf Sterns, der namentlich eine scharfsinnige Beurteilung der „Shakespearestudien“ enthält. Mit warmen Worten charakterisirt und begründet der Herausgeber die Bedeutung dieser „durch schlichte Größe, gewaltigen Wahrheitsdrang und Reinheit der künstlerischen Absichten“ in gleicher Weise ausgezeichneten kritischen Aufsätze, denen der kranke Dichter seine letzten, kostbaren Jahre geopfert hat, aber er verschließt seine Augen auch nicht vor der bitteren Wahrheit, daß Ludwig eben durch diese Arbeiten, die doch auf Kosten seines eignen Gestaltungstriebes entstanden sind, immer mehr einer krankhaften, grüblerischen Reflexionsucht anheimfiel, die ihn selbst verhängnisvoll isolirte. Die „Shakespearestudien,“ so hoch auch ihr Wert für das Verständnis des großen Briten, für die Reinigung und Klärung unsrer modernen Kunstanschauungen sein mag, so sehr sie auch die Einsicht in das Wesen des Dramas und jedes echten dramatischen Künstlers fördern mögen, wurden doch für Ludwigs Geist zu einer Art von schleichernder Schwindsucht, die schließlich neben der ewig nagenden Krankheit des Körpers die urwüchsigste Kraft seines Geistes allmählich brach. In dieser Erkenntnis scheidet sich Sterns Auffassung von der seines Vorgängers Heydrich, der in den „Shakespearestudien,“ deren mächtiger Zauber ihn als treuen, miterlebenden Freund völlig gefangen genommen hatte, die „letzte, kühn aufstrebende Periode des Dichters“ sah und sie pries als „den direktesten und förderndsten Weg zum Ziel,“ den Ludwig eingeschlagen habe.

Über die „Shakespearestudien“ selbst wie über die übrigen ästhetischen Arbeiten Ludwigs ein ausführliches Urtheil zu fällen, ist hier nicht der Ort. Ich würde auch nicht den Mut dazu haben; sondern ich kann nur bezeugen, daß mich beim Lesen dieser beiden letzten Bände oft ein Schauer der Ehrfurcht vor der Schärfe und Tiefe des Ludwigschen Geistes ergriffen hat.

Blicken wir noch einmal auf die stattliche sechsbändige Ausgabe als Ganzes zurück, so müssen wir gestehen: sie ist ein stolzes Werk deutschen Geistes und deutscher Pietät, für das den beiden Herausgebern wie dem opferwilligen Verleger vollster und aufrichtigster Dank gebührt. Ist auch zur Zeit die Hoffnung nur gering, daß die Anschauung, aus der heraus dieses literarische Denkmal errichtet worden ist, in den sogenannten „weiten“ Kreisen herrschend werde, so kann doch die Tiefe und Fülle einer so starken, rein deutschen Künstlernatur, wie es Ludwig war, zuletzt nicht ohne Wirkung bleiben. Die Ausgabe samt der Biographie läßt Gestalt und Wesen des Dichters zum erstenmale ganz und nach allen Richtungen deutlich erkennen, und ich zweifle nicht, daß die Werke Otto Ludwigs, wenn sie erst mehr gelesen würden, bald allgemeine Bewunderung erwecken würden. Mit der neuen Sammlung ist wenigstens die Möglichkeit dazu gegeben. Für immer aber werden die schönen Worte gelten, die Ludwig seinem treuen Freunde Eduard

Devrient ins Stammbuch schrieb, und die, wenn auf irgend einen, auf ihn selbst anwendbar sind:

Wem Edles soll gelingen,
Muß selber edel sein,
Die edeln Neben bringen
Von selbst den edeln Wein.

Du hast nicht nur zu lehren
Dies Leben treu gestrebt:
Du hast, sie zu bewähren,
Die Lehre auch gelebt!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die politische Lage im Mittelmeer. Am 13. Oktober hat die russische Flotte den Franzosen ihren Kronstädter Besuch in Toulon erwidert. Es sind fünf Panzerschiffe gekommen, von denen zwei den Auftrag haben, gleich nach Verlauf der Festlichkeiten ihren Weg durch den Suezkanal in den Großen Ozean zu nehmen, das dritte ist der russische Stationär im Piräus und soll mit den beiden noch übrigen Panzern jene vielbesprochne russische Mittelmeerflotte bilden, die gewissermaßen als die Krönung des russisch-französischen Bündnisses betrachtet wird. Zwar die dauernde Einräumung eines französischen Hafens an die Russen scheint im Hinblick auf die große Erregung, die in England sowohl wie in Italien zum Ausdruck kam, als die ersten Nachrichten davon in die Presse drangen, endgiltig — oder ist es nicht klüger zu sagen vorläufig? — aufgegeben zu sein. Villerfranche oder Ajaccio in russischen Händen zu sehen, mußte allerdings den Italienern als stete Drohung erscheinen, sie wären genötigt gewesen, Gegenmaßregeln zu treffen, und hätten eine Unterstützung bei England suchen müssen, die selbst ein Ministerium Gladstone nicht abschlagen dürfte. So hat man es denn auf russischer wie auf französischer Seite vorgezogen, das Bestehen einer solchen Absicht energisch zu bestreiten, und hat den Plan selbst zunächst aufgegeben. Sehr begreiflich, wenn man weiß, daß beide Mächte ein Interesse daran haben, dem Ministerium Gladstone keine Schwierigkeiten zu bereiten und alles zu vermeiden, was von den Tories zum Sturz des Homerulepropheten ausgebeutet werden könnte. Quietistische Gemüter in England können unter diesen Umständen mit Fug und Recht behaupten, daß der russische Besuch nicht viel zu bedeuten habe, und daß zwei russische Fahrzeuge im Mittelmeer an der Gesamtlage nichts änderten. Senden doch auch andre Mächte Schulschiffe ins Mittelmeer, und läßt sich doch schwerlich erwarten, daß es Rußland wagen werde, mit einem kleinen Geschwader, das noch dazu keinen eignen Standort hat, Kriegspolitik zu treiben. Das alles scheint seine Richtigkeit zu haben und ließe sich noch dahin ergänzen, daß kein völkerrechtlicher Grundsatz irgend einer Nation verbietet, ihre Fahrzeuge ins Mittelmeer zu schicken, und daß die mitteländischen Staaten dieser Thatsache auch insofern Rechnung tragen, als sie fremden